

GÖTZ ALY

VOLK

ohne

MITTE

Die Deutschen
zwischen
Freiheitsangst und
Kollektivismus

S. FISCHER



Unverkäufliche Leseprobe aus:

Aly, Götz

Volk ohne Mitte

Die Deutschen zwischen
Freiheitsangst und Kollektivismus

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Einleitung | |
| Fretwurst, der Deutsche | 7 |
| Knechtssinn und Freiheitsangst | |
| Ludwig Börne mit Vergnügen gelesen | 30 |
| Machet sie zu Pulver! | |
| Die Berliner Judenverbrennung von 1510 | 46 |
| Ethnisch säubern, sozial aufsteigen | |
| Gegen Franzosen, Pfaffen, Junker und Juden | 52 |
| All dieses Böse kommt von innen | |
| Predigt zum 9. Gebot in Darmstadt | 74 |
| Die Nutznießer des Mordens | |
| Wie sich die Deutschen bereicherten | 84 |
| Wilhelm Röpke gegen Volk und Führer | |
| Liberale Kritik am nationalen Sozialismus | 109 |
| Die Deutschen in der Stunde null | |
| Mit Gewalt von sich selbst befreit | 138 |
| Die heilsame Wirkung des Kalten Krieges | |
| Wie die FAZ 1952 Stalins Lockruf folgte | 147 |
| Was wusste Walter Jens? | |
| Was vergessen seine Ankläger? | 154 |
| Arbeit an den »Vorstufen der Vernichtung« | |
| Zwei Historiker in den NS-Jahren | 168 |
| Weitere Elaborate Alys verhindern! | |
| Gedächtnisschwund deutscher Hirnforscher | 201 |
| Anmerkungen | 241 |
| Register | 261 |

Einleitung

Fretwurst, der Deutsche

Unter allgemeinem Gejohle versteigerte Alfred Fretwurst 1968 die Habseligkeiten von Elise Bock. Sie war aus dem mecklenburgischen Gneez heimlich in den nahen Westen übergewechselt; nunmehr galt sie als Republikflüchtige und wurde zum Vorteil der Allgemeinheit enteignet. Die Bieter ergatterten dies und das. Die Erträge flossen in die kommunale Kasse. Von der Auktion und von den vielen verschlungenen Lebenswegen der Beteiligten erzählt Uwe Johnson in seinem literarisch-zeitgeschichtlichen Großwerk »Jahrestage«.

Fretwurst diente der Sozialistischen Einheitspartei (SED) als kleiner Funktionär und gehörte zu jenen Ortsansässigen, die schon während der nationalsozialistischen Jahre gut zurechtgekommen waren. Gemessen an seinen Verhältnissen war ihm seinerzeit ein beträchtlicher Aufstieg gelungen: vom ungelernten Arbeiter im Klärwerk zum beamteten Justizwachtmeister. Anschließend, in der DDR, kletterte er auf der sozialen Stufenleiter weiter nach oben. Darin lag nichts Außergewöhnliches. Als erste unter den neu- und wiedergegründeten Parteien Deutschlands hatte die SED einstigen NSDAP-Leuten den Weg in die Mitgliedschaft geebnet. Nur »un- oder minderbelasteten«, versteht sich. Aber dazu gehörten die allermeisten. Der Beschluss datiert vom 15. Juni 1946. Fortan konnten nationale Sozialisten sanft in den volksdemokratischen Sozialismus hinübergleiten. Alfred Fretwurst »gehörte zu den Entnazifizierten der ersten Stunde«, bald engagierte er sich für die Kampagne »Junkerland in Bauernhand«, »spielte eindringlich den Bürger, den die anderen ihm wegen des guten Auskommens abnahmen«. Fret-

wurst – diese Figur und ihre unzähligen Mit- und Wiedergänger stehen im Mittelpunkt der folgenden Kapitel.

Neben neuen Texten versammelt das Buch Essays und Reden, die ich für bestimmte Zwecke schrieb – zum Beispiel für die Predigtreihe zu den Zehn Geboten in der Stadtkirche von Darmstadt. Pfarrer Martin Schneider hatte mir das Gebot »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus« zugebracht und nahegelegt, in der althergebrachten sakralen Form öffentlicher Rede über die Arisierung des Eigentums zu sprechen, das den geflohenen, vertriebenen oder in die Todeslager verbrachten Darmstädter Juden genommen worden war.

Überraschend verhalf mir der Brief eines pensionierten Justitiars der Max-Planck-Gesellschaft dazu, den Band abzurunden. Der Schreiber drohte, mich zu verklagen. Angeblich hatte ich ihn 2013 in meinem Buch »Die Belasteten«, das von den Euthanasiemorden handelt, falsch zitiert. Das gab mir den Anstoß, im Berliner Archiv seines früheren Arbeitgebers viele hundert Blatt Papier zu lesen, die er und andere leitende Herren dieser ehrenwerten, reiner Wissenschaft verpflichteten Gesellschaft zwischen 1983 und 1991 mit einer einzigen Absicht über mich gefertigt hatten: Sie wollten meine Nachforschungen über das verbrecherische Treiben einiger ihrer Vorgänger während der 1940er-Jahre unterbinden. In ihrer Masse, Unbeholfenheit und Niedertracht übertrafen die Schriftstücke jedes mir vorstellbare Maß. Trotz allem hatte ich es damals geschafft, die zähen Widerstände der Max-Planck-Gesellschaft zu brechen – dank der Hilfe des Bundesarchivs, des Hessischen Datenschutzbeauftragten, nordamerikanischer Wissenschaftler und zuletzt, wie ich erst jetzt aus den Akten erfuhr, des Bundeskanzlers Helmut Kohl. Die im Rückblick gewonnenen autobiographischen und mentalitätsgeschichtlichen Einsichten finden sich im letzten Kapitel unter der Überschrift »Weitere Elaborate Alys verhindern!«.

Die Abschnitte über die Max-Planck-Gesellschaft und über die Geschichtswissenschaftler Werner Conze und Theodor Schieder werfen ein Licht darauf, wie schleppend die Erforschung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik selbst noch in den späten 1980er-Jahren verlief. Dünkel, Korpsgeist und Gruppenzwang, Unter-

würfigkeit und Karrierismus der Jüngeren sowie institutionelle Selbstbeschönigung ließen überall schmeichelhafte Legenden wuchern. Sie umrankten das unschöne Gestern blickdicht, hübsch und abweisend. Sie versperrten die Wege zur Einsicht.

Wie haben die Deutschen 1945 so enden können?

Trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte folgen die Abschnitte dieses Buches denselben zentralen Fragen. Wie haben die Deutschen 1945 so enden können? Wie lässt sich die extrem kurze, exzessiv verbrecherische Phase des Dritten Reichs im Kontinuum der deutschen Geschichte verstehen? Wie konnten – je nachdem – unsere Väter, Großväter oder Urgroßväter derartige Grausamkeiten begehen, hinnehmen oder einfach nicht sehen wollen? All das, obwohl sie weder vorher noch nachher kriminell oder psychisch auffällig geworden waren, obwohl sie moralisch und intellektuell nicht wesentlich anders ausgestattet waren, als wir Heutigen es sind. Wie verhielten sie, wie verhielt sich die Gesellschaft hernach? Kurz: Warum wurden Millionen Deutsche zu Fretwursts?

Ich verstehe meine Überlegungen als Versuche, aus unterschiedlichen Perspektiven vorläufige Antworten auf diese Fragen zu geben. Besonders am Herzen liegt mir der Aufsatz über die zeitgenössischen Analysen der NS-Herrschaft, die der 1933 vertriebene ordoliberal Ökonom und Staatswissenschaftler Wilhelm Röpke (1899–1966) im Exil vorlegte. Ähnlich wie Johnson übersah er die Fretwursts nicht, sondern betonte den Massencharakter des Nationalsozialismus und die grassierende geistige Korruption der deutschen Intelligenz. Intensiv beschäftigte Röpke die Frage, warum die verschiedenen Formen des Kollektivismus untereinander anschlussfähig sind, warum viele Deutsche, die vor 1932 sozialdemokratisch oder kommunistisch gewählt hatten, sich plötzlich für Hitlers Partei und Politik erwärmten und nach 1945 wieder für Sozialdemokraten oder Kommunisten stimmten.

Auf den folgenden Seiten erscheint der Typus Fretwurst in vielerlei Gestalt: mal als Anhänger von Turnvater Jahn, mal als demokratischer

Abgeordneter von 1848/49, als Schaulustiger oder Jubeldeutscher anno 1510, 1933, 1942 oder 2013, als Schütze Böll, Kunsthändler Gurlitt oder Hirnforscher Hallervorden, als Herrschaftshistoriker, Propagandist oder IME Sänger, als Redakteur einer führenden Zeitung, Archivar Henning, ewiger Rechthaber, als kleine, mal materielles, mal geistiges Eigentum stehlende Diebin oder als handfester Dieb. Bei allen Unterschieden wollten und wollen die Fretwursts stets das Gleiche: ihren sozialen Status mit entschiedener Rücksichtslosigkeit verbessern und dabei ihre bieder-männische Reputation wahren.

In den Gedenkstätten, Geschichts- und Schulbüchern kommt diese Millionenfigur nicht vor. Sie gilt als banal oder peinlich. Folglich genießt Fretwurst das Privileg des Inkognitos und lebt munter weiter. Aussterben wird er nie. Im wohlverstandenen Eigeninteresse behauptet er, besonders schwere Verbrechen seien von abartig veranlagten oder gar dämonischen Menschen begangen worden und müssten auf besonders komplizierte Ursachen zurückgeführt werden, auf solche, die völlig außerhalb des Normalen lägen. Seine Schutzbehauptungen verbreitet er in allerlei Varianten, und das mit schönem Erfolg. Falls doch jemand daran zweifelt, beteuert Fretwurst in Windeseile, er gehöre einer der vielen deutschen »Opfergruppen« an.

Um den Kreis der Verantwortlichen klein zu halten, läuft die deutsche Geschichts- und Erinnerungspolitik seit nunmehr sieben Jahrzehnten darauf hinaus, den Massencharakter des Nationalsozialismus zu leugnen. Das entspricht dem sehr verständlichen – eine genaue Ursachenforschung jedoch versperrenden – menschlichen Bedürfnis, die Schuld an den in ihrer Intensität unvergleichlichen Verbrechen möglichst wenigen und dem eigenen gesellschaftlichen Ort fernen Menschen anzulasten: Aus österreichischer Sicht waren es die Reichsdeutschen; aus sozialistischer oder sozialdemokratischer Sicht die Großkapitalisten, Monopole, Konzerne, die Bourgeoisie und die Kleinbürger; aus konservativer Sicht entwurzelter Pöbel, Verrückte, Gottlose und charakter-schwache Parvenüs.

Lernen lässt sich aus solchen Fiktionen nichts. Gleiches gilt für die gängigen Faschismustheorien. Sie verkleinern den Rassenmord zum

Rückfall in vorzivilisatorische Barbarei, vernebeln ihn hinter systemischen Leerformeln («... all das geschah im ideologischen Kontext einer rassistischen Diktatur»), schieben die geschichtliche Last auf einen deutschen Sonderweg oder auf angeblich genau zu bestimmende, besonders vorgeprägte Personengruppen. Zu diesem Zweck halten Historiker und Pädagogen ein spezielles Repertoire von Wortschablonen bereit, die stets mit dem bestimmten Artikel, im Einzelnen jedoch nach persönlichen Vorlieben zu gebrauchen sind: »die Nationalsozialisten«, »der charismatische Führer«, »der Erlösungsantisemitismus«, »der Antisemitismus der Sachlichkeit«, »die Generation des Unbedingten«, »die Herrschaft der Extreme«, »die SS-Schergen«, »der Diktator«, »die Diktatur«, »die völkischen Ideologen«, »das NS-Regime« ...

Angeblich haben die derart an Anzahl reduzierten, dem Durchschnittsmenschen unbekannt, angenehmerweise nicht mehr existenten Personen, Gruppen, Institutionen oder politischen Programme (»Ideologien« lautet die beliebteste Distanzvokabel) die nationalsozialistischen Jahre auf dem Gewissen – nicht die Fretwursts. Schließlich wären diese mit den meisten heutigen Deutschen verwandt oder verschwägert (sofern deren Familien schon vor 1945 im Land lebten). Das aber wird sehr ungern akzeptiert.

Die genannten Abstraktionen verhelfen den Nachgeborenen zu dem Gefühl, sie hätten mit dem Geschehenen nichts zu tun, stünden selbst auf der besseren Seite der Menschheit. Wem das nicht ausreicht, der identifiziert sich mit den Opfern des Unrechts. Darüber lässt sich vergessen, dass die Großeltern oder Urgroßeltern die Partei Hitlers gewählt, der sozialdemokratische Großonkel und seine Frau sie nicht gewählt hatten, sie jedoch 1938 bejubelten und zwei Jahre später überlegten, ob sie ihr Glück lieber als Neusiedler im Elsass oder im annektierten Warthegau versuchen sollten.

Die menschlich ebenfalls verständliche, doch im Sinne historischer Aufklärung hinderliche symbolische Umarmung der Verfolgten und Ermordeten des 20. Jahrhunderts wird mitunter bis ins Absurde gesteigert. So forderte die Union der Opferverbände kommunistischer Gewalt Herrschaft am 13. März 2013 in der Berliner Zeitung einen »zentralen Ort

des Gedenkens« zugunsten auch all jener, »die unter der SED-Herrschaft berufliche Nachteile erlitten haben«. Als »Vorbild« für einen solchen Ort des Gedenkens nannte der Sprecher – wie zuvor Erika Steinbach in Bezug auf ein »sichtbares Zeichen« für zwölf Millionen Heimatvertriebene – ausgerechnet das Denkmal für die ermordeten Juden Europas am Brandenburger Tor.

Immer dabei und stets anständig geblieben

Welche Triebkräfte stecken hinter derart unverfrorenen Gleichsetzungen? Die Antwort ist leicht gefunden. Nur so können schier alle heutigen Deutschen zu Nachfahren von »Opferfamilien« werden. Viele finden einen Nazivater, den später die Kommunisten einsperrten oder die Russen holten, andere einen Judenmörder, der hernach Heimatvertreibener wurde, einen stalinistischen Großonkel, den SA-Männer folterten, oder einen Vetter, einstmals Leutnant der großdeutschen Wehrmacht, der in der DDR als sogenanntes Bürgerkind nicht studieren durfte. So lässt sich Hitlers Volksgemeinschaft Stück für Stück in tadellose Opfergruppen auflösen. Übrig bleiben wenige »Täter«, die seltsame Uniformen trugen und unangenehm aussahen.

Wie die meisten anderen könnte auch ich mich einer solchen Konkurrenz mühelos stellen. Schließlich lebte mein 1904 geborener Onkel Otto Schellhass (alias Karoline von Homosalien oder Baronin Schneehase) seine Homosexualität derart freudig aus, dass die Wehrmacht freiwillig auf seinen Ehrendienst verzichtete. Auf Uniformierte stand er besonders. 1940 musste er wegen eines Verstoßes gegen Paragraph 175 des Strafgesetzbuches für einen Monat ins Gefängnis (nicht ins KZ, wenn ich ehrlich Auskunft gebe). Im Mai 1944 erwischte man ihn auf einer Parkbank abermals. Das Amtsgericht Berlin-Tiergarten verurteilte den einschlägig Vorbestraften »wegen Unzucht mit einem Mann in zehn Fällen« zu sieben Monaten. Als U-Häftling landete Otto zunächst im Gefängnis Lehrter Straße. Dort gehörte sein Mitgefühl den politischen Häftlingen und den geschnappten Deserteuren, die es wesentlich härter

traf als ihn. Die Strafhaft saß er im Gefängnis Spandau ab. Im November 1944 wurde er pünktlich und unversehrt entlassen.

Ich hätte noch weitere Opfer zu bieten: einen vertriebenen Schlesier, einen Großonkel, der im Bombenkrieg den Tod fand, einen Verwandten, der im DDR-Gefängnis Rummelsburg einsaß, und – etwas ziemlich Seltenes – meine Tante, die Theologin Renate (Rena) Scherer, geboren 1910. Sie durchlebte die NS-Zeit mit ihrer Freundin glücklich, weil sie, was ihr seinerzeit nur der Krieg ermöglichte, eine Stelle als Gemeindepfarrerin zugewiesen bekam und sich nicht länger nur als Religionslehrerin herumplagen musste. (Leider kam der Herr Amtsbruder, den sie vertreten hatte, 1945 schnell zurück.) Früher meinte meine Mutter, »Rena fand nicht den Richtigen«, später, 2001, nach Renas Beerdigung auf dem Heidelberger Bergfriedhof, bemerkte sie: »Heute würde man sagen, sie war lesbisch.« Obwohl wir das damals nicht ahnten, wissen Aktivistinnen der heutigen deutschen Schwulen- und Lesbenbewegung ganz genau: Gleichgültig, was ihre Mitglieder in den NS-Jahren getan hatten – hier trauerte eine Opferfamilie; sie trug eine »wegen ihrer sexuellen Präferenz Verfolgte des Nazi-Regimes« zu Grabe.

Wann soll derartiger Unsinn enden? Statt historischer Tatsachen haben angenehme Selbstbilder Konjunktur, gemalt nach diesen Mustern: Hitler meinte es mit den Frauen nicht gut, verfolgte Schwule, Gewerkschafter, Arbeiter, Konservative, Kommunisten, Sozialdemokraten, Liberale, adelige Offiziere, Bummelanten und chronisch Kranke, er hasste Juristen, Diplomaten und Generalstabsoffiziere, war intellektuellenfeindlich, kein Freund der Moderne und der christlichen Kirchen. Auf diese Weise lassen sich im Handumdrehen zwei, drei familiengeschichtliche Anknüpfungspunkte finden, mit denen es sich fast jeder Gegenwartsdeutsche gemütlich machen kann.

Wenn es wenigstens dabei bliebe! Doch der nationale Putzfimmel fordert immer neue Aktivitäten. Wer zu den Guten gehören möchte, der muss das hin und wieder beweisen. Nichts leichter als das. Man nehme einen preußischen General, Minister oder Historiker, dessen Name auf einem Straßenschild steht, sodann lege man sogenanntes bürgerschaftliches Engagement an den Tag, stelle fest, dass der Namensgeber zu

den Bösen unserer Vergangenheit zählt, und fordere, die fragliche Straße umgehend nach einer frühvollendeten schwarzafrikanischen Schriftstellerin umzubenennen, wahlweise nach einer Vorkämpferin der Frauenbewegung oder einer jüdischen Zwangsarbeiterin – und schon empfinden sich die »zivilgesellschaftlich« Beteiligten als geschichtlich wohlriechende Deutsche.

In den 1960er-Jahren mussten für solche Zwecke noch gröbere Mittel eingesetzt werden, zum Beispiel die berühmte Ohrfeige, die Beate Klarsfeld 1968 Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger versetzte, wobei sie zischte: »Nazi! Nazi! Nazi!« Die Tat entlastete jüngere Deutsche im Eiltempo von der damals noch schier unaussprechlichen »jüngsten Vergangenheit«, auch mich und, nicht zuletzt, Frau Klarsfeld selbst – 1939 geborene Künzel, aufgewachsen in Berlin-Wilmersdorf. Wie verhielten sich Vater und Mutter Künzel zwischen 1933 und 1945? Die Frage erscheint berechtigt, weil die Tochter ihren Angriff auf den Bundeskanzler hinterher mit einem seltsamen Satz erläuterte: »Für ein Deutschland, befreit von jeglichem Hang nach Sühne.«

Der in dem Kapitel über die kleinen Nutznießer des Kriegführens und Mordens ausführlich geschilderte einstige Wehrmachtssoldat Heinrich Böll (S. 93–96) schickte der Klarsfeld einen Strauß roter Rosen, der spätere Holocaustleugner Horst Mahler verteidigte sie im Strafprozess, Angehörige linker Grüppchen, die bald darauf den »Kampf gegen den Zionismus« entdeckten, warfen beteiligten Gerichtspersonen die häuslichen Fensterscheiben ein. Wie viel Falschheit den Protest beflügelte, bezeugt der Offene Brief an Kiesinger, den Günter Grass 1966 verfasst hatte: »Wie sollen wir«, fragte der Mann, der so gerne die Richtlinien der Moral bestimmte und über seine Zugehörigkeit zur Waffen-SS weitere 30 Jahre schwieg, »der Toten von Auschwitz und Treblinka gedenken, wenn Sie, der Mitläufer von damals, es wagen, heute hier die Richtlinien der Politik zu bestimmen?« Grass und Beate Künzel-Klarsfeld behaupteten von sich, im Sinne der Ermordeten zu handeln. Daraus bezogen sie ihre Legitimation, auf den westdeutschen Nachkriegsstaat verbal oder in »direkter Aktion« einzuschlagen.

Übrigens: Im Kabinett Kiesinger/Brandt, das von 1966 bis 1969 re-

gierte, saßen sieben Mitglieder, die einst der NSDAP angehört hatten. Einer von der CSU, drei von der CDU und drei von der SPD.¹ Bei der vorangegangenen Bundestagswahl hatte die SPD 40 und die CDU/CSU knapp 50 Prozent der Stimmen errungen. Relativ und rein quantitativ betrachtet, stand die SPD auf dem Minister-Nazometer nicht wesentlich besser da als die Konservativen. Ihr antifaschistisches Selbstbild beeinträchtigte das nicht. Die linken und linksliberalen Empörer erhoben »Altnazi Kiesinger« zum Generalfeind, weil sie die Fretwursts in den eigenen Reihen nicht sehen wollten.

Um sich aus der nationalen Geschichte zu stehlen, hatte der junge Hans Magnus Enzensberger 1964 einen äußerlich etwas vornehmeren Weg als Beate Klarsfeld beschritten. Seinen bei Suhrkamp erschienenen Sammelband »Politik und Verbrechen« leitete er mit dem Text »Reflexionen vor dem Glaskasten« ein und erweckte den Anschein, als denke er über den Jerusalemer Eichmannprozess und die ihm zugrundeliegenden Tatvorwürfe nach. Die ersten 15 Seiten dieses Textes füllte er mit allerlei Montagen, nur nicht mit Gedanken zu Eichmann, erst dann kam er mit den folgenden vier, durchaus prägnanten Sätzen zur Sache: »*Planspiel*. Im April 1961 wurde vor dem Landgericht in Jerusalem der Prozess gegen den ehemaligen Obersturmbannführer A. Eichmann eröffnet. Die Anklage ging nicht dahin, dass der Beschuldigte die Gasöfen mit eigener Hand bedient hätte. Eichmann hat den Mord an sechs Millionen Menschen gewissenhaft und minutiös geplant. Ebenfalls im Jahre 1961 ist in Princeton, New Jersey, ein Werk aus der Feder des Mathematikers, Physikers und Militärtheoretikers Herman Kahn *Über den thermonuklearen Krieg* erschienen.«

Ausführlich referierte der Autor die gefühlskalt formulierten Todeszenarien, die Kahn für den Fall eines Atomkriegs durchgespielt hatte. Seine Prognosen bezog der amerikanische Forscher sowohl auf die US-Bürger, falls diese von einem atomaren Angriff heimgesucht würden (was Enzensberger verdeckte), als auch auf die russischen Bürger, falls diese »für ihre Aggression« bestraft werden müssten. Am Ende fragte Enzensberger: »Kann man K. und E. vergleichen?«, und antwortete: »Die »Endlösung« von gestern ist vollbracht worden. Die Endlösung von

morgen kann verhindert werden.« Aber welcher Unterschied bestand nach H. M. E. zwischen E. und K.? Immerhin habe der eine »seine Opfer noch mit eigenen Augen gesehen«, aber »den Planern des Letzten Weltkrieges«, allen voran Herman Kahn, werde dieser Anblick erspart bleiben.

Dem Grundzug dieses apokalyptischen Essays folgend, nahmen seit 1967 hunderttausende junge Deutsche Reißaus vor der nationalen Vergangenheit. Sie suchten und fanden das »faschistische« Böse immer seltener im eigenen Land. Stattdessen wälzten sie die nationale Last auf andere ab, verwandelten sie zur Protestaufgabe der Gegenwart und skandierten bald auf hunderten Demonstrationen »USA-SA-SS«. Die »Faschisten« saßen jetzt nicht länger zu Hause, sondern in Teheran, Saigon, Lissabon, Madrid oder Washington. Weit weg.

Im Februar 1968 gab Enzensberger eine Gastdozentur in den USA auf, wechselte von dort, wie er mitteilte, zum »kubanischen Volk« und begründete seinen Schritt in einem Offenen Brief an Präsident Lyndon B. Johnson: »Die Lage (der USA) erinnert mich in mehr als einer Hinsicht an die Lage meines eigenen Landes Mitte der Dreißigerjahre. Ehe Sie diesen Vergleich zurückweisen, bedenken Sie bitte, dass zu diesem Zeitpunkt noch niemand an Gaskammern gedacht oder von ihnen gehört hatte; dass respektable Staatsmänner Berlin besuchten und dem Reichskanzler die Hand schüttelten; und dass die meisten Leute sich weigerten zu glauben, dass Deutschland darauf ausginge, die Welt zu beherrschen. Natürlich konnte jeder beobachten, dass es Rassendiskriminierung und Rassenverfolgung gab; der Rüstungsetat verzeichnete eine alarmierende Zuwachsrates; und die Einmischung in den Krieg gegen die spanische Revolution nahm ständig zu. Aber hier versagt meine Analogie. Unsere augenblicklichen Herren verfügen nicht nur über Zerstörungskräfte, von denen die Nazis nicht einmal träumen konnten; sie haben auch einen Grad von Gerissenheit und Fälschung erreicht, der in der alten rohen Zeit unbekannt gewesen ist.«²

Beate Klarsfeld berichtete später von ihren Eltern: »Sie haben Hitler gewählt, waren aber keine Nazis.« Ihr Patenonkel war Nazifunktionär. Dank dessen Fürsorge verbrachte die kleine Beate »einige glückliche

Monate« statt im bombenbedrohten Berlin im besetzten polnischen Łódź. Auf die Frage »Wie standen Ihre Eltern zum Nationalsozialismus?« antwortete Enzensberger 2007: »Ich hatte Glück mit ihnen. Sie hielten nichts von der NSDAP.« Aber warum war sein Vater, Andreas E., am 1. Mai 1933 als Mitglied Nummer 2 714 911 einer Partei beigetreten, von der er angeblich nichts hielt? Fretwurst lässt grüßen. Immer dabei, hinterher stets dagegen gewesen – und anständig geblieben.

Die Ohrfeige der Klarsfeld, der Offene Brief von Grass, Bölls Rosen, Enzensbergers ins Wahnwitzige gesteigerte Gleichsetzung der »augenblicklichen Herren« der USA mit Hitler dürfen als verzweifelte Schuldabwehr verstanden und deshalb mit Nachsicht bedacht werden – Heldentaten waren sie nicht. Es geht mir nicht darum, Einzelne zu schmähen. Gezeigt werden soll die Vielfalt der Fluchtversuche, die 20 oder 25 Jahre nach dem Untergang des Dritten Reiches selbst von nachdenklichen, in anderer Hinsicht sehr verdienstvollen Deutschen unternommen wurden, um der noch sehr nahen Vergangenheit zu entkommen. Für die Angehörigen der Generation, die als Erste und noch ohne gesellschaftlichen Rückhalt in die Abgründe von Babi Jar, Treblinka und Auschwitz blicken musste, bestand ein hohes, vielfach wohl unvermeidliches Risiko, dabei Fehlreaktionen, Panikattacken, Abwehrreflexe und Verwirrheitszustände zu erleiden.